

## **„Glaube ist Seelenarbeit“**

### **Martin Walsers „Mein Jenseits“ im Kontext seines Denkens und Schreibens**

von Christoph Gellner

*„Gott, kein Kamerad, sondern eine Zumutung.“<sup>1</sup>*

„Mit Instinkt für den Zeitgeist“ arbeite sich Martin Walser in seiner neuen Novelle „Mein Jenseits“ „am Glauben ab“<sup>2</sup>, konnte man in den Feuilletons lesen, nachdem im Februar 2010 „Walsers skurrilstes, komischstes und philosophischstes Buch seit langem“<sup>3</sup> erschienen war, „ein großer Spaß, der dennoch mit viel Ernst geschrieben ist“. Wie hieß es doch im suggestiven Klappentext? In „Mein Jenseits“ versichere sich Augustin Feinlein, Chef des Psychiatrischen Landeskrankenhauses Scherblingen, der ab 63 mit dem Zählen der Geburtstage aufgehört hat, „seiner Lebensgeschichte, die eine Glaubensgeschichte ist“. Wie schon Walsers Roman „Angstblüte“ (2006) handelt der „ebenso leichthändige wie schwergewichtige Alterstext“ (taz) vom Älter- und Altwerden, von seinen Skurrilitäten und seinem Liebäugeln mit dem, was nach dem Ende kommen könnte. Wir sind in der Gegend zwischen Donau und Bodensee, Walser-Country. Die Hauptfigur entpuppt sich schon nach wenigen Sätzen als ungestüm monologisierende Walser-Figur. Finli zählt zu jenen selbstzerfleischenden Egomänen, mit denen Walser seit jeher seine komischsten Effekte erzielte. Der letzte Abt des Klosters Scherblingen, ein Vorfahr Augustins, erfahren wir im Klappentext, habe geschrieben, es sei nicht wichtig, ob die Reliquien, an die die Menschen glauben, echt sind. Von ihm hat Feinlein gelernt: „Wir glauben mehr als wir wissen.“ Das sei der Kernsatz dieser Lebensgeschichte. Die Indizierung von Walsers gerade mal 100seitigem Büchlein durch die feuilletonistische Kritik folgte denn auch weithin dieser vorgezeichneten Linie – Walser ließ wissen, es habe sich aus dem entstehenden Roman „Muttersohn“ verselbständigt, Eckhard Fuhr spricht schon von einem „großen Glaubensroman“, entsprechend der Verlagsankündigung wird er am 15. Juli 2011 bei Rowohlt erscheinen.

Laut Thomas Steinfeld handle es sich bei „Mein Jenseits“ um „ein Glaubensbekenntnis in erzählter Form“. Dabei dürfe man sich diesen Glauben jedoch „nicht allzu religiös

---

<sup>1</sup>Martin Walser, Der Augenblick der Liebe. Roman, Reinbek 2004, 151.

<sup>2</sup>Jens Dirksen, Martin Walsers neue Novelle „Mein jenseits“ enttäuscht, in: Der Westen vom 9. Februar 2010.

<sup>3</sup>Gerrit Bartels, Allein die Schönheit zählt. Glaube, Liebe, Worte: Martin Walser schreibt in seiner Novelle „Mein Jenseits“ vor allem für sich selbst, in: Der Tagesspiegel vom 10. Februar 2010.

vorstellen“<sup>4</sup>. Iris Radisch begeisterte sich in der ZEIT: das „großartige Büchlein“ nehme „das altvertraute mittelständische Leidensszenario – Mann, deutsches Bürgertum, verpasstes Leben – wieder auf, fügt aber eine überraschende Lösungskomponente hinzu: die Glaubensbereitschaft. Das ist neu. Die Sehnsucht nach Glauben, von der August Feinlein durchdrungen ist, zählten bisher nicht zu den lebenssteigernden Maßnahmen, die Walsers Helden gegen ihre Verhocktheit zur Anwendung brachten“, so die ZEIT-Redakteurin. „Zum ersten Mal, im Alter von 82 Jahren, erweitert Walser den Maßnahmenkatalog zur Lebenssteigerung seiner Helden in die Vertikale. Allerdings nicht bis ganz hinauf, nicht bis zum Erlöser, sondern irgendwohin weit unterhalb vom Erlöser – bei den Fetischen und persönlichen Glaubensgewissheiten.“<sup>5</sup> Im Konflikt zwischen Wissensgesellschaft und Glaubensgewissheit entscheide sich Walser für den Glauben, bündelt sie ihre Lesart seiner „privatreligiösen Novelle“. Kaum anders ließ sich Martin Ebel im Tages-Anzeiger vernehmen: In der neuen Novelle des ebenso namhaften wie streitbaren Gegenwartsautors gehe es „um Glaubensfragen – aber auf recht skurrile Art“, genau besehen, sei „Mein Jenseits“ „eine Suada, eine Plauderei über die ersten und die letzten Dinge“. Walser erweitere „sein einzigartiges Personenrepertoire um einen liebenswerten Charakter: den komischen Alten. Dass der Held sich darüber selber lustig macht (und Walser damit spielt, dass man von dem Helden auf den Autor schließt), reißt die Novelle aus der Gefahrenzone der religiösen Verkrampftheit und verleiht ihr einen schönen, entspannten Ton. Selten wirkte der Autor so locker, so ‚jenseits‘ – aller Kämpfe, allen Überzeugenmüssens, allen Rechthabenwollens.“<sup>6</sup>

### ***Gott am Rand***

„Ein glaubender Mann“<sup>7</sup> also, wie Eckhard Fuhr in Anspielung auf Walsers Goethe-und-Ulrike-Roman „Ein liebender Mann“ (2008) titelte? „Martin Walser ist nicht fromm geworden“, gibt Edo Reents Entwarnung, „er ist jedenfalls nicht frömmer als früher“, wengleich dem Literaturredakteur der FAZ „der Zusammenhang zwischen Lebensalter und

---

<sup>4</sup>Thomas Steinfeld, Ach, du armer Augustin. Barfuss nach Rom: Martin Walsers Novelle „Mein Jenseits“, in: Süddeutsche Zeitung vom 13. Februar 2010.

<sup>5</sup>Iris Radisch, Sich kaputtphantasieren. Martin Walser entdeckt in seiner großartigen Novelle „Mein Jenseits“ die Glaubensbereitschaft, in: DIE ZEIT vom 11. Februar 2010.

<sup>6</sup>Martin Ebel, Martin Walser ganz entspannt in seinem Jenseits. In seiner neuen Novelle geht es um Glaubensfragen – aber auf recht skurrile Art, in: Tages-Anzeiger vom 15. Februar 2010.

<sup>7</sup>Eckhard Fuhr, Ein glaubender Mann: Martin Walsers neue Novelle. In: Welt am Sonntag vom 14. Februar 2010.

der Hinwendung zu jenseitigen Fragen etwas aufdringlich“<sup>8</sup> erschien. Wer sich auskennt im mehr als fünf Jahrzehnte umfassenden, vielbändigen Erzählwerk Martin Walsers<sup>9</sup> weiß, dass der Autor selber religiös durchaus interessierter ist, als er seine Figuren in der Regel sein lässt. Dass die sinnstiftenden Deutungsmuster christlicher Überlieferung heute kaum mehr Lebensorientierung bieten, zeigt bereits der erste Roman der Anselm-Kristlein-Trilogie „*Halbzeit*“ (1960), ein hellsichtiges Bewusstseinskompendium der bundesdeutschen Konsum- und Konkurrenzgesellschaft und des sozialen, kulturellen und mentalen Wandels in der modern und westlich werdenden Bundesrepublik. Mitten im Nachkriegs-Existentialismus weiß der Handlungsreisende Anselm Kristlein von einem intellektuellen Freund zu erzählen, „der einmal unsere Welt einen missratenen Scherz eines zynischen Schöpfers nannte und sie ein anderes Mal als den dümmsten kosmischen Zufall in der Geschichtslosigkeit des Alls beschimpfte“<sup>10</sup>. „Wenn es Gott gäbe“, zieht Edmund Anselm in ein Religionsgespräch, „wie könnte es dann noch etwas Wichtigeres geben als Gott? Und doch probiert jeder, ein bisschen zu handeln. Wir rechnen es uns hoch an, dass uns unsere Glaubenslosigkeit dann und wann ein bisschen juckt ... für die Irrsinn-Frequenz des Glaubens haben wir alle kein Gehör“, kritisiert er das bürgerlich entschärfte „Vollkasko-Christentum“ seiner Zeit. „Jeder nach seiner Façon, das ist auch so ein Unsinn, als wäre der Glaube eine Geschmackssache wie Krawatten und Regenmäntel, als gäbe es dem Glauben gegenüber noch Individuen, als bliese dieser höchste Irrsinn nicht alle unsere Lichtchen einfach aus. Nicht einmal Abraham hat geglaubt. Und Kierkegaard war zu milde mit ihm, wenn er ihm ernste Absichten zubilligte. Das ist das Verführerisch-Schlimme an dieser Geschichte, dass es so aussieht, als genüge es, eine gute Absicht zu haben“, schlägt er von der Bindung Isaaks (Gen 22) aus kritische Volten gegen die Verharmlosung des Gottesglaubens. „Es soll uns zwar nicht vorenthalten werden, wie viel verlangt wird von einem Gläubigen, aber gleichzeitig zeigt uns Abraham, dass Gott es ja nicht eigentlich und wirklich hier und heute verlangt, er ruft uns zwar zu, wir sollten die Deckel von den Marmeladetöpfen unserer Vorsorglichkeit reißen und die bürgerlichen Vorräte dem Verderb preisgeben, und wenn er sieht, dass wir guten Willen zeigen und nach den Deckeln greifen, dann fällt er uns schon noch rechtzeitig in den Arm, weil er ein Einsehen hat, weil er doch weiß, dass sich ein bürgerliches Dasein und der Glaube an ihn überhaupt

---

<sup>8</sup>Edo Reents, Wer Kunst hat, hat auch Religion. Ist Martin Walser jetzt fromm geworden? Fast hat es in seiner Geschichte über einen unglücklich liebenden Chefarzt den Anschein. Aber die Novelle „Mein Jenseits“ ist erst der Anfang, in: FAZ vom 13. Februar 2010.

<sup>9</sup>Hierzu und zum Folgenden *Christoph Gellner*, „Soll-Wörter wie Gott drücken einen Mangel aus“. Religion und Schriftstellerei bei Martin Walser, in: Martin Walser. Lebens- und Romanwelten. Hrsg. v. Jan Badewien u. Hansgeorg Schmidt-Bergmann, Karlsruhe 2008, 123–149. Grundlageninformationen zu Leben und Werk: *Jörg Magenau*, Martin Walser. Eine Biographie, Reinbek <sup>2</sup>2008; *Gerald A. Fetzer*, Martin Walser. Stuttgart/Weimar 1997.

<sup>10</sup>Martin Walser, *Halbzeit*. Roman, Frankfurt/M. 1973, 164.

nicht vereinbaren lassen ... es hat seit Christus keinen Christen mehr gegeben. Ich habe mich abgestrampelt, ein Gläubiger zu werden, aber jetzt ist Schluss, Schluss, Schluss. Gott gibt es nicht ... und ich bin nicht der Mann, mir einen zu basteln.“<sup>11</sup>

Anselms Frau Alissa wehrt sich gegen den drohenden Verlust: „Mein Gott ist zusammengesetzt aus Plänen, die ich mit mir habe. Er ist zwar mehr, aber auch ich bin mehr als meine Pläne“, hält sie in ihrem Notizheft fest. „Wenn man nicht darüber nachdenkt, bildet sich von selbst die Meinung, dass der ungeheure Unterschied zwischen ihm und uns nur der ungeheuren Ferne zuzuschreiben sei, in der er ist. Wenn es ihn aber gibt, kann es nichts geben, was überall näher ist als er ... Bis jetzt ist Gott ein Zeichen der Erschöpfung, ein Ausruf vor dem Zusammenbruch, ein Signal, das die Niederlage anzeigt, die es verhindern sollte. Im Augenblick wäre es besser, es gäbe Gott nicht.“<sup>12</sup> Eine weitere Eintragung problematisiert die kirchliche Verschlüsselung, ja, Verrätselung der Gottessprache zu einer alltagsabgewandten Sektensemantik: „Mit Lissa in der Kirche. Konnte nicht beten. Der Zwang, an Anselm zu denken, ist stärker. Da darf ich in meinen eigenen Worten denken. Die feierliche Amtssprache in der Kirche klang fremd. Kunstgewerbe-Vokabular. Luft aus einem Föhn. Glauben die Frommen, Gott höre sie nur, wenn sie beten, er habe keine Ahnung von den Worten, die sie sonst denken und sagen? Man kann es sich nicht vorstellen, dass der Pfarrer erlebt hat, was er in der Predigt erzählt. Mein Leben ist in der Gebetsprache nicht mehr unterzubringen. Ich kann mich nicht mehr so verrenken. Ich habe Gott mit diesen Formeln geerbt, aber jetzt verliere ich ihn durch diese Formeln. Man macht einen magischen Geheimrat aus ihm, dessen verschrobenen Sprachgebrauch man annimmt, weil Gott ja von gestern ist. Ich bin stumm, wenn ich beten will. Immer in Gefahr, abgelenkt zu werden von inneren Geräuschen. Die leiseste, unhörbarste Stimme in mir ist meine Gebetsstimme. Traut sie sich nicht, lauter zu sein, oder hat sie nicht mehr Kraft?“<sup>13</sup>

„Gerade dass sie ihr Innerstes noch für Gott hatte freihalten können. Alles sonst diente dem Geldverdienen“, erfahren wir im Roman „*Das Schwanenhaus*“ (1980) in einer Rückblende des Immobilienmaklers Gottlieb Zürn über seine Mutter. „Seine Tätigkeit hatte sich in nichts als Geld verwandelt. Mein Nihilismus, dachte er und fühlte sich wohl dabei.“<sup>14</sup> Doch immer dann, wenn Gottlieb den blendenden Sonnenglanz aus den Wolkenrändern brechen sah,

<sup>11</sup>Walser, *Halbzeit* (Anm.10), 170–172.

<sup>12</sup>Walser, *Halbzeit* (Anm. 10), 336.

<sup>13</sup>Walser, *Halbzeit* (Anm. 10), 320f.

<sup>14</sup>Martin Walser, *Das Schwanenhaus*. Roman, Frankfurt/M. 1980, 41f.

„dachte er immer noch an Gott. Das war eine Vorstellung aus seiner Kindheit. Dieser aus einem Wolkenloch brechende Glanz kommt von Gott. Hinter dem Glanz wohnt Gott ... Er konnte sich sagen, er verfallt, wenn er in diesem, aus den Wolken brechenden Glanz Gott sehe, lediglich einer Vorstellung, die in seiner Kindheit in ihm fixiert worden sei; aber dadurch ließ sich das Gefühl, der Glanz aus den Wolken sei Gott, nicht vertreiben. Dieses Gefühl ließ sich nur widerlegen. Aber das Widerlegen nützt nichts. Die Macht der Vorstellung aus der Kindheit ist nicht durch Widerlegung zu brechen. Du hättest dich entwickeln müssen, denkt Gottlieb Zürn. Es ist nicht, dass du jetzt zurückfällst, du bist nicht weitergekommen. Du bist geblieben, was Du warst. Primitiv. Ein Kind.“<sup>15</sup>

Zwanzig Jahre nach „Halbzeit“ nimmt Walsers *Büchner-Preis-Rede* 1981 öffentlich die Gottesfrage in Form einer überraschten, sich Rechenschaft gebenden Rückfrage über die *Folgen der An- oder Abwesenheit Gottes* wieder auf: "Ob ein Kind, das in einer schon komplett atheistischen Familie aufwächst, noch erschrickt, wenn es fünfzehn oder neunzehn wird und selbst erlebt, dass Gott fehlt? Oder vermisst so jemand überhaupt nichts? Ich möchte annehmen, auch ein richtiges Atheistenkind muss, bevor es in das Gottlosigkeits-Stadium seiner Eltern eingehen will, durch ein Dickicht durch, in dem Gott mit jedem Ast den Weg verbaut, und unerreichbar ist, sobald man glaubt, man brauche ihn. Womit ich nur sagen will, auch wir, die wir seit Jahrzehnten zuschauen, wie Gott in den Laboratorien der Theologie zerbröselt wird, wir, die den Glaubenskampf jeweils an die Modedisziplin, momentan also an die Linguistik, delegieren, auch wir können noch in den Schrecken dieses jungen Büchner fallen, wenn wir wieder einmal zahnwehhaft scharf spüren, dass Gott fehlt. Und diese typische Büchnerstimmung, dieses ... meerrettichscharfe Leereerlebnis kommt also von nichts als von der jeweils jäh einschießenden Erfahrung, dass Gott fehlt.“<sup>16</sup> Büchners Leid-, Schmerz- und Theodizeeempfindlichkeit ist Walser zugleich Anstoß zu einer kritischen Volte gegen die entsolidarisierende Teilnahmslosigkeit: „Bürgertum und Christentum haben sich zu einer gigantischen Unterhaltungsfirma zusammengetan, deren alles niederwalzende Entsorgungskapazität jedem Horror gewachsen ist.“ An sich selber habe er beobachtet, dass er „dem ersten Gebot des jetzt herrschenden Gottes“ gehorche, sich durch Teilnahmslosigkeit leidlos zu halten: „Das entlastende Gerechtigkeitsprinzip unseres Gottes: Vor der Leistung sind wir alle gleich, und nach der Leistung sieht man, was einer bringt ... Unser Gott brüllt

<sup>15</sup> Walser, *Das Schwanenhaus* (Anm. 14), 219f.

<sup>16</sup> Martin Walser, *Woran Gott stirbt. Über Georg Büchner*, in: *Leseerfahrungen, Liebeserklärungen. Aufsätze zur Literatur*, Frankfurt/M. 1997, 429f.

andauernd durch die Gegend: du hast es dir selber zuzuschreiben. Dem Leidenden salzt das das Leiden, dem Genießenden den Genuss!“<sup>17</sup>

Dass dieses sensibel-beunruhigte Gottvermissen nicht allein Büchners „Lenz“ geschuldet ist, zeigt Walsers im selben Jahr veröffentlichte Hommage auf die oberschwäbische Dichterin Maria Menz (1903–96), die Walser im Schriftstellergespräch mit Karl-Josef Kuschel als seine „geistliche Meisterin“<sup>18</sup> bezeichnete. 1982 erhielt sie zusammen mit Dorothee Sölle den Droste-Preis der Stadt Meersburg. Jenseits der „bildzeitungshaft fortlebenden Nietzsche-Parole“, dass Gott tot sei, gebe es „von Kierkegaard bis zu Ernst Bloch oder Maria Menz eine andere, ernsthaftere, eine realistische Tradition der Kontaktsuche in die Richtung, in der Gott sich eigentlich, wenn wir unserem Bedürfnis trauen dürfen, stellen sollte“, die Walser fasziniert. Ihr von ihm mit herausgegebenes Gedichtwerk zeige denn auch, „wie heute versucht werden kann, den sich absolut sträubenden Gott ins Gespräch zu ziehen“: „Gott ist nicht tot. Er fehlt. Er hat immer gefehlt ... Er fehlt nur, weil wir ihn brauchen. Ihn schlicht anzusprechen, als sei er da, vertreibt ihn für alle, die ihn brauchen. Wenn nicht einzelne sein Fehlen zur Sprache bringen, verschwindet vielleicht sein Dimension aus unserer Welt ...“<sup>19</sup>

### ***Sollwörter wie Gott drücken einen Mangel aus***

Wir berühren hier das Zentrum von Walsers Literatur- und Wirklichkeitsverständnisses, das sich „auf eine Kernempfindung“<sup>20</sup> zurückführen lässt: „Mir fällt ein, was mir fehlt: das ist die Grundlage der Schriftstellerei. Das ist auch die Grundlage der Religion, das ist die Grundlage unserer Sprache: weil wir etwas *nicht* haben, haben wir die Sprache. Wenn wir Gott hätten, hätten wir kein Wort dafür. Nur für den Mangel braucht man die Wörter ... Alle Menschen zusammen haben aus der Gesamtnot ihrer Existenz heraus diese größte Figur geschaffen.“<sup>21</sup>

<sup>17</sup>Walser, *Woran Gott stirbt* (Anm. 16), 435.

<sup>18</sup>Karl-Josef Kuschel, *Das wäre meine Religion: Nicht allein zu sein. Über den Katholizismus, ein Gottesprojekt und das Nationale in der Religion: Gespräch mit Martin Walser*, in: *ders.*, *Weil wir uns auf dieser Erde nicht ganz zu Hause fühlen. 12 Schriftsteller über Religion und Literatur*, München/Zürich 1985, 149. Vgl. *Erentraud Wild*, *Wegspuren. Maria Menz – Dichterin aus Oberschwaben*, Biberach 2000.

<sup>19</sup>Martin Walser, *Höchste Schule. Über Maria Menz*, in: *ders.*, *Heilige Brocken. Aufsätze, Prosa, Gedichte*, Weingarten 1986, 50ff. Überaus aufschlussreich die Reaktion von Maria Menz auf das ihr von Walser zugesandte Schriftstellergesprächsbuch von Karl-Josef Kuschel in einem Brief vom 29. Oktober 1985, indem sie gegenüber Walsers Deutung herausstreicht: „Vorerst fehlt er. Ich selbst stehe sozusagen *fast* auf dem gleichen Boden, *mehr* auf der Voraussetzung des überkommenen Glaubens. Aber kostbar wäre mir, wenn ich mich dieses Gottes in *innerer Erfahrung* versichern könnte.“ (*Maria Menz*, *Briefe*. Hrsg. v. Claus-Wilhelm Hoffmann, Bd. I, Eggingen 2005, 313)

<sup>20</sup>Martin Walser, *Meine Muse ist der Mangel*. In: *ders.*, *Zauber und Gegenzauber. Aufsätze und Gedichte*, hrsg. v. Hansgeorg Schmidt-Bergmann, Eggingen 1995, 116.

<sup>21</sup>Das wäre meine Religion: Gespräch mit Martin Walser (Anm. 18), 146f.

Von daher kann Walser *Literatur als „bastardisierte Religion“* bezeichnen wie umgekehrt die Religion als „ein System aus Fiktionen, die aus nichts anderem gemacht sind als aus kollektiven Antworten auf negative Erfahrungen. Die Religion stellt ja unsere Lage nicht dar, sondern beantwortet sie. Gott ist die bisher größte Figur, die der kollektive Autor Menschheit geschaffen hat“, zieht er in seinem Essay „Wer ist ein Schriftsteller?“ *Verbindungen zwischen Schriftstellerei und Religion*. „Nach heutiger Einteilung gehört Gott ins Gebiet der Belletristik und nicht ins Sachbuch. Und zweifellos sind alle Fiktionalisten religiöser strukturiert als die, die scheinbar oder wirklich unmittelbar reagieren mit Büchern über Astronomie oder Kernphysik oder Hegel oder ... Gott ist genau jene Identität, die sich jeder Mangelhafte, jeder Unterdrückte wünscht. Also die Zusammenfassung dessen, was dem Unterdrückten fehlt. Gott ist aber auch ein Fiktionsheld, der beweist, dass Menschen auf Existenzbedingungen nicht direkt antworten können“, macht Walser unter ausdrücklicher Berufung auf Kierkegaard und Marx die *Protest-, Kritik- und Wunschkraft der Fiktion wie der Religion* stark. „Unsere ungeheure Lage ist nicht direkt auszudrücken. Jeder Versuch, direkt zu sagen, wie es ist, würde zu einer verlogenen Positivität führen. Im durch Erfahrung trainierten Schein, in der Fiktion kann das Ungeheure einer menschlichen Situation annäherungsweise zum Ausdruck kommen.“<sup>22</sup> Schreibende und Lesende sind für Walser denn auch „Nachkommen des Beters, der weiß, dass Gott seine Schöpfung ist, nicht umgekehrt“. Ist der Autor vom Bodensee doch überzeugt: „Wenn etwas so wäre, wie es sein sollte, hätten wir den Mund immer nur zum Essen aufgemacht. Wir haben aus Not den Mund zum Beten aufgemacht.“<sup>23</sup>

Aus der immer wiederkehrenden Beschäftigung mit seinen „Erfahrungen mit dem Vorhandensein des Wortes ‚Gott‘“<sup>24</sup>, festgehalten in zahlreichen über Jahre geführten Notizbüchern, veröffentlichte Walser 1992 in der Festschrift für den Tübinger Fundamentaltheologen Max Seckler (zusammen mit Otto Herbert Hajek war er ihm Anfang der 50er Jahre als junger Redakteur beim neu gegründeten Süddeutschen Rundfunk in Stuttgart bekannt geworden<sup>25</sup>) eine kleine Auswahl „*Aus den Notizen betreffend G. (vom 6.4.1981 bis 6.5.1991)*“. Sie zeigen, dass Gott für ihn ein Menschheitsthema und die *Gottesfrage vor allem ein Sprachproblem* ist: „Es gibt Hauptwörter, die meinen so gar keinen

<sup>22</sup>Martin Walser, *Wer ist ein Schriftsteller?* In: *ders.*, *Wer ist ein Schriftsteller?* Aufsätze und Reden, Frankfurt/M. 1979, 39.

<sup>23</sup>Martin Walser, *Über den Leser – soviel man in einem Festzelt darüber sagen soll*. In: *ders.*, *Wer ist ein Schriftsteller* (Anm. 21), 98. Vgl. *Martin Walser*, *Meßmers Reisen*. Frankfurt/M. 2005, 28: „Also gut, das Leben ist eine Wunde, die sich nicht schließen will als durch den Tod. Akzeptiert. Trotzdem dient jede Sekunde nur der Schmerzlinderung. Wundenschließung bei Lebzeiten, das ist Utopie. Eine Empfindung, die kein Schmerz wäre. Oremus.“

<sup>24</sup>Das wäre meine Religion: Gespräch mit Martin Walser (Anm. 18), 144.

<sup>25</sup>Diesen Hinweis verdanke ich Dr. Michael Kessler, Tübingen.

Gegenstand, dass jeder, der ein solches Wort gebraucht, sich gezwungen sieht, dazuzusagen, was er *unter* diesem Wort versteht. Es ist überhaupt nicht sicher, ob es das Gemeinte gibt. Sicher ist nur, dass es das geben sollte. Dazu haben wir eben das Wort. Könnte man solche Wörter Soll-Wörter nennen im Gegensatz zu Haben-Wörtern? Sie drücken einen Mangel aus. Indem sie versuchen, dem Mangel abzuweichen, weisen sie auch auf ihn hin.“<sup>26</sup>

Eine weitere Notiz lautet: „Manchmal ist es schön. Für Sekunden begreift man, dass gesagt wird: das sei von G. geschaffen. Der Gottesnotwendigkeitsbeweis: wem soll ich, wenn ich will, danken? Entsteht G. also aus unanbringbarer Verehrung?“ Diese Formel ist nicht kurzschlüssig als christlich zu identifizieren, sie signalisiert zunächst einmal nur die Beobachtung eines Mangels. Wie es Widerfahrnisse der Bestürzung gibt, gibt es auch Erfahrungen des Glücks, in denen sich die Gottesfrage unabweisbar aufdrängt. Menschen möchten sich dankbar verneigen, ihrer Verehrung Ausdruck geben, können das aber nirgendwo anbringen, wissen nicht, wohin damit. An wen oder was soll, kann, darf das adressiert werden? Bemerkenswert Walsers aufs Sprachliche bezogene Schlussfolgerung: „Mir kommt vor, die Aussage, es gebe G. nicht, sei als Text weniger wert als die Aussage, dass es G. gebe. Wer sagt, es gebe G., drückt ein Bedürfnis aus, antwortet auf eine Not. Durch die Antwort schafft er sich G. Die Aussage, es gebe G. nicht, ist ein geringerer Text, weil sie weniger notwendig ist. Jemand hat eine Not weniger als ein anderer, deshalb hat er eine Antwort weniger als der. Eine Sprache weniger. Weniger Sprache. Eine Verneinung ist immer ein geringerer Text. Ein Hauptwort – auch eins, das sich nicht auf einen Gegenstand bezieht – lässt sich nicht durch ein Verneinungspartikel wegschaffen. Wer sagt, es gebe Gott nicht, hat ihn schon wieder produziert.“<sup>27</sup> Die Gottesfrage kehrt in den Aphorismen und Merksprüchen „*Meßmers Gedanken*“ (1985) wieder, die im Schnittpunkt zwischen autobiographischem Erleben und dessen Verarbeitung in der literarischen Fiktion angesiedelt sind: „Gott ist die Höhle in jedem, in der die Dunkelheit Platz hat, die zu uns gehört. Denkt Meßmer.“<sup>28</sup>

### ***Spannungsvolles Verhältnis zum Katholizismus***

Im Gespräch mit Karl-Josef Kuschel sprach Walser im Blick auf kirchlich-religiöse Sprachspuren in seinem Oeuvre von einer „Erbchaft aus der Kindheit, die man nicht auf eine

---

<sup>26</sup>Martin Walser, Aus den Notizen betreffend G. (vom 6.4.1981 bis 6.5.1991), in: Michael Kessler u. a. (Hrsg.), *Fides quaerens intellectum. Beiträge zur Fundamentaltheologie* (FS Max Seckler), Tübingen/Basel 1992, hier zitiert nach *Martin Walser, Zauber und Gegenzauber* (Anm. 20), 180.

<sup>27</sup>Walser, *Zauber und Gegenzauber* (Anm. 20), 182.

<sup>28</sup>Martin Walser, *Meßmers Gedanken*. Frankfurt/M. 1992, 95.



dem jetzigen Empfindungsstand gemäße Ebene heben“ könne, „das bleibt das sozusagen Beleidigende daran, dieses widerborstig Infantile in der Gottesvorstellung“<sup>29</sup>. Angesichts des „Lebensromans“ des Konstanzer Schriftstellers Andreas Beck, den er ebenso förderte wie etwa Arnold Stadler<sup>30</sup> oder Thomas Hürlimann<sup>31</sup>, gestand Walser „eine Art Einverständnis“ mit seinem „Immer-noch-katholisch-Sein“: Als Leser von Becks Geschichten sei er froh, dass er nicht ausgetreten ist „wie etwa der große Katholik Heinrich Böll. Der sei, heißt es, ausgetreten, aber immer noch hineingegangen. Ich komme kaum noch hinein, kann aber nicht austreten.“<sup>32</sup> Dieses *spannungsvolle Verhältnis zum Katholizismus* bestimmt auch Walsers stark autobiographisch geprägten Erinnerungsroman „*Ein springender Brunnen*“ (1998), der eine ländlich-katholische Kindheit und Jugend am Bodensee und zugleich die Genese eines Schriftstellers beschwört. In drei Momentaufnahmen vom Aufstieg bis zum Untergang des „Dritten Reiches“ erzählt das Buch, wie der Wasserburger Gastwirtsohn Johann (Martin Walsers zweiter Vorname) zu seiner Identität und seiner Sprache findet: Beginnend mit der Zeitenwende 1932/33, als Johanns fromme und praktische Mutter vor allem aus wirtschaftlichen Überlegungen in die Hitler-Partei eintritt, hofft sie doch, die Versammlungen der NSDAP-Ortsgruppe fortan in ihrer Restauration bewirten zu können, gefolgt von der Zeit unmittelbar vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs 1938 und schließlich kurz vor und nach 1944/45, Johanns Bruder fällt im Osten, er ist nun selber beim Militär, gerät in den letzten Kriegstagen in Gefangenschaft, desertiert und kehrt an den Bodensee zurück. Und wieder wendet sich das Dorf ...

Bewusst vertraut der 71jährige Autor der sich wie ein „springender Brunnen“ von selbst zur Sprache drängenden Erinnerung an, die er ganz aus der Wahrnehmung des 5-, dann 10- und schließlich 18-jährigen Heranwachsenden vergegenwärtigt, ohne sie aus dem inzwischen erworbenen Mehrwissen des Erwachsenen „über die mordende Diktatur“<sup>33</sup> zu kommentieren: „Solange etwas ist, ist es nicht das, was es gewesen sein wird“, sucht Walser in den reflektierenden Erzählerkommentaren seine persönliche Erinnerung zu verteidigen gegenüber „allen späteren Verzeichnungen durch eine politisch korrekte Aufklärung, welche die

<sup>29</sup>Das wäre meine Religion: Gespräch mit Martin Walser (Anm. 18), 145.

<sup>30</sup>Martin Walser, Das Trotzdemschöne. Über Arnold Stadlers Prosatrilogie, in: *ders.*, Leseerfahrungen, Liebeserklärungen (Anm. 16), 751–760; *ders.*, Über das Verbergen der Verzweiflung. Laudatio zur Verleihung des Marie-Luise-Kaschnitz-Preises 1998, in: „Als wäre er ein anderer gewesen“. Zum Werk von Arnold Stadler, hrsg. v. Pia Reinacher, Frankfurt/M. 2009, 115–118.

<sup>31</sup>Martin Walser, Verhängnisforscher in Zürich. Je indirekter die Mitteilung, desto vollkommener der Ausdruck: Über den Schriftsteller Thomas Hürlimann, in: „... darüber ein himmelweiter Abgrund“. Zum Werk von Thomas Hürlimann, hrsg. v. Hans-Rüdiger Schwab, Frankfurt/M. 2010, 185–192.

<sup>32</sup>Martin Walser, Der Lebensroman des Andreas Beck. Eggingen 2006, 14.

<sup>33</sup>Martin Walser, Über Deutschland reden. Ein Bericht, in: *ders.*, Über Deutschland reden. Frankfurt/M. 1988, 77.

Kindheit und Jugend einer ganzen ... Generation längst verschüttet hat unter den Menetekeln von Auschwitz und Stalingrad, Gestapo, Endlösung und totalem Krieg“<sup>34</sup>. „Als das war, von dem wir jetzt sagen, dass es gewesen sei, haben wir nicht gewusst, dass es ist. Jetzt sagen wir, dass es so und so gewesen sei, obwohl wir damals, als es war, nichts von dem wussten, was wir jetzt sagen.“<sup>35</sup> Auch hier erweist sich Walser als luzider Seismograph der Alltagswirklichkeit, der gesellschaftlich-kulturelle Zustände als Sprachzustände beschreibt. Einmal vergleicht Johann die Wörter, die er von seinem musischen Vater gelernt hat, einem Träumer und Schöngeist, der immer wieder Geld in aussichtslose Projekte steckt und (wie Walsers Vater) früh stirbt, mit denen, die sein Freund Adolf von seinem Vater aufgeschnappt hat, einem SA-Bonzen, der gegen Johanns regimefernen Vater hetzt, weil er darauf bestand, dass Hitler Krieg bedeute, und in Wasserburg eine theosophische Vereinigung gründete, während nebenan in der Wirtsstube die Nazis die Machtergreifung feierten. Bei Johann lauten die Wörter: „Bangigkeit, Kleinodien, Wissbegierde, Übermut, Schaumkrone, Sommersprossen, Trauerweide, Wiedergeburt, Himmelreich, Siebensachen ...“ Bei Adolf, der damit prahlt, dass er bereits 1927 auf den Namen des Führers getauft wurde, lauten sie: „Männlichkeit, Schuhwerk, Nachspiel, Charaktergröße, Charakterlump, Speichellecker, Lackaffen, Weiberwirtschaft, Bewährungsprobe.“<sup>36</sup>

Eindringlich schildert Walser, wie die Naziherrschaft allmählich die bestehenden Verhältnisse des abgelegenen Bodenseedorfs verwandelt: neben einem eifernden Jungvolkführer, der einen jüdischen Mitschüler aus der Hitlerjugend verbannt, und einem zackig den Hitlergruß einübenden Nazilehrer, der nicht nur gegen den „Schandvertrag von Versailles“, sondern auch gegen Kirche und Christentum agitiert, gibt es einen Johann begeisternden Franziskanerpater, der gegen den heidnischen Atheismus der „Gottlosenpartei“ predigt, oder den Zirkus-August, der über den Anschluss Österreichs ans Deutsche Reich Witze reißt und dafür in derselben Nacht halbtot geschlagen wird. Zwangsarbeit leistende Dachauer Häftlinge tauchen aus der Erinnerung auf und daneben die Mutter, die „Pscht“ macht und ein seltsames Gesicht, „sonst verlören sie alle ihr Leben“, darüber hinaus wird der geliebte homosexuelle Onkel verhaftet.

<sup>34</sup>So Walsers Generationsgenosse *Reinhard Baumgart*, Epen von Wasserburg. Martin Walser verteidigt seine Kindheit“, in: DIE ZEIT vom 6. August 1998. Kritisch *Helmut J. Schneider*, Reflexion oder Evokation. Erinnerungskonstitution in Ruth Klügers „Weiter leben“ und Martin Walsers „Der springende Brunnen“, in: Das Gedächtnis der Literatur. Konstitutionsformen des Vergangenen in der Literatur des 20. Jahrhunderts, hrsg. v. Alo Allkemper u. Nobert Otto Eke (Sonderheft der Zeitschrift für deutsche Philologie 2006), 160–175; *Matthias N. Lorenz*, „Auschwitz drängt uns auf einen Fleck“. Judendarstellung und Auschwitzdiskurs bei Martin Walser, Stuttgart/Weimar 2005, 378–392; *Gunhild Kübler*, Martin Walser und die Unschuld der Erinnerung. In: Deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts im Spiegel der deutschsprachigen Literatur, hrsg. v. Moshe Zuckermann, Göttingen 2003, 166–180.

<sup>35</sup>*Martin Walser*, Ein springender Brunnen. Roman, Frankfurt/M. 2002, 9.

<sup>36</sup>*Walser*, Ein springender Brunnen (Anm. 35), 263.

Das ist mentalitätsgeschichtlich gewiss ebenso aufschlussreich wie die prekäre Sphäre religiös aufgeladener *Sündenangst*, die auf Johanns *katholische Kindheit* einen langen Schatten wirft. Martin Walser hat in Interviews mehrfach die „Angst-Religion“ seiner „erkatholischen“ Mutter, die „eine Irrsinnsschraube“ in Gang setzte, scharf verurteilt und sich als „katholischen Krüppel“ bezeichnet: „Das hat nichts mit meiner intellektuellen Emanzipation zu tun. Aber in der Fehlweise, der Empfindungsweise, sozusagen in der Schreckhaftigkeit bleibe ich verkrümmt.“<sup>37</sup> „Der springende Brunnen“ erzählt von der Qual eines pubertierenden Knaben in der katholischen Zwangsjacke: Zwischen Beichte und Erstkommunion wurde jeglicher Gedanke an die in diesem Alter natürlich erwachende Sexualität mit dem Gewicht der Todsünde und drohender Höllenverdammnis vergiftet, als Sünde gegen das sechste Gebot kam die Selbstbefriedigung „der größtenschwerstenfurchtbarsten aller Sünden“ gleich. „Schlimmer als diese Haupttodsünde war nur noch, wenn man, von dieser Sünde befleckt, zur Kommunion ging. Und das tat er“, resümiert Walsers Alter Ego seinen Weißen Sonntag. „Würde er jetzt tun. Wenn nicht ein Blitzschlag, ein Erdbeben, eine sich auftuende Erde ihn an diesem Frevel hinderte.“<sup>38</sup>

Nicht von ungefähr findet Johann für sein Glied, das er seit dem Erwachen erster Lustempfindungen immer wieder masturbiert, keine passende Bezeichnung, „weil das Teil weder berührt noch bedacht werden sollte. Gar nicht existieren sollte dieses Teil.“<sup>39</sup> Einzig der biblische Gottesname („Ich bin der ich bin. Du bist der Du bist.“), kommt ihm in den Sinn, um mithilfe dieser Nichtbenennung „sein Teil“ vor den groben Wörtern, die seine drei, vier oder fünf Jahre älteren Freunde dafür gebrauchten, zu schützen. Am Morgen vor der Erstkommunion bildet Johann daraus das Akronym IBDIB, das er mit niemandem zu teilen braucht – unverkennbar ein Akt der individuellen *Befreiung von bevormundender Fremdbestimmung*<sup>40</sup>, so wie er, unterstützt durch den imaginären Wörterbaum des Vaters, erste eigene Gedichte und prägende Lektüreerfahrungen (Nietzsche, Stefan George, Stifter, Heine und Faulkner) eine *unverstellt eigene Sprache* gegenüber dem autoritär geführten Jargon der Braunhemden finden muss: „Die Sprache, die er nach 1933 gelernt hatte, war, nach der Kirchensprache, die zweite Fremdsprache gewesen. Sie war ihm nicht nähergekommen

---

<sup>37</sup>Das wäre meine Religion: Gespräch mit Martin Walser (Anm. 18), 141ff.

<sup>38</sup>Walser, Ein springender Brunnen (Anm. 35), 212.

<sup>39</sup>Walser, Ein springender Brunnen (Anm. 35), 204, das folgende Zitat 205.

<sup>40</sup>Diesen religions- und christentumskritischen Aspekt vernachlässigt *Joanna Jablowska*, Brocken, die heilig geworden sind. Zu Martin Walsers Heimatbewusstsein, in: Ästhetische und religiöse Erfahrungen der Jahrhundertwende III: um 2000, hrsg. v. Wolfgang Braungart u. Manfred Koch, Paderborn u. a. 2000, 99–117, hier 113–117.

als die Kirchensprache. Er hatte sich mit beiden Sprachen herumgeschlagen. Er musste seine eigene finden.“<sup>41</sup>

Ja, im „*Wunder von Wasserburg*“ lässt Walser im bewusst legendenhaften Bruch mit der realistischen Erzählweise die Geschichte seines jungen Helden anders verlaufen als in Wirklichkeit<sup>42</sup>. Walser spielt dabei auf eine niederländische Heiligenlegende des 13. Jahrhunderts an, die von der Nonne Beatrijjs erzählt, die ihr Kloster verlässt, ein ausschweifendes Leben führt und nach ihrer Rückkehr feststellen muss, dass niemand ihre langjährige Abwesenheit bemerkt hat. „Diese Episode ist eine interpretatorische Herausforderung, bricht sie doch gänzlich mit der auf Plausibilität abgestellten Narration“, betont Gertrud Maria Rösch und spricht von der „Evokation des Wunderbaren“, ja, einer „plötzlichen Evokation des Göttlichen“<sup>43</sup>. Dadurch werde das Erzählte der Logik und dem rationalen Diskurs bewusst entzogen: Aus Liebe zu dem Zirkusmädchen Anita ist ihr Johann ins Nachbardorf hinterher gereist, er bleibt über Nacht weg und schwänzt die Schule, was außer seinem Hund jedoch niemandem auffällt, der wie Bileams hellsichtige Eselin Gottes Engel wahrnimmt (Num 22,21–30). Es ist, als hätte sich Johann verdoppelt, erbringt er doch dank seines Schutzengels Leistungen, die ihm bislang schwerfielen und für die ihn jetzt alle loben. So erregt er die Bewunderung seiner Klassenkameraden mit einem Schulaufsatz über Weiße und Indianer, in dem er mutig mit dem Rassenwahn der Nazis abrechnet: „Die weiße Rasse tut, als sei sie etwas Besseres. Solange sie andere Rassen vernichtet, ist sie etwas Minderes, ist sie schlimmer als jede andere Rasse. Und christlich ist sie dann auch nur dem Namen nach.“<sup>44</sup> Was sich nur als „Wunder“ erzählen lässt, steht für einen *Akt politischer Courage*, der aus heutiger Sicht vielleicht wünschenswert gewesen – nicht von ungefähr trifft sich Johanns Aufsatz „Wieviel Heimat braucht der Mensch“ im Titel wie in der Grundaussage mit dem gleichnamigen Essay des Gestapohäftlings und Auschwitzüberlebenden Jean Améry<sup>45</sup>! –, dem „Unschuldsbub“<sup>46</sup> damals jedoch nicht in den Sinn gekommen wäre.

<sup>41</sup>Walser, Ein springender Brunnen (Anm. 35), 401f.

<sup>42</sup>Vgl. Barbara Bauer, Martin Walsers Roman „Ein springender Brunnen“ – ein Resonanzraum anderer Autobiographien der Jahrgänge 1927/28, in: Konvergenzen. Studien zur deutschen und europäischen Literatur (FS E. Theodor Voss), hrsg. v. Michael Ewert u. Martin Vialon, Würzburg 2000, 188–209, hier 198f; Nicola Kaminski, „Tolle lege“ oder Die Herkunft des Schutzengels. Martin Walsers „Springender Brunnen“ zwischen Legende und intertextueller Lektüre, in: Herkünfte historisch – ästhetisch – kulturell, hrsg. v. Barbara Thums u. a., Heidelberg 2004, 313–335.

<sup>43</sup>Gertrud Maria Rösch, Erinnerung als somatische Spur und Konstruktion. Zu Martin Walsers späten Romanen, in: Martin Walser. Lebens- und Romanwelten (Anm. 9), 84–103, hier 99ff.

<sup>44</sup>Walser, Ein springender Brunnen (Anm. 35), 252.

<sup>45</sup>Jean Améry, Wieviel Heimat braucht ein Mensch? In: *ders.*, Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten, Neuausgabe Stuttgart 1977, 74–101.

<sup>46</sup>Martin Walser im Interview mit Andreas Isenschmid, in: Tages-Anzeiger vom 10. Oktober 1998.

### *Jenseits vom „Mastergott“*

Es war Frank Schirrmacher, der in seiner Laudatio zum Friedenspreis 1998 darlegte, dass Walser, um seine persönlicher Erinnerung authentisch zur Sprache zu bringen, die sanktionierten Schlagwörter zeitgenössischer Diskurskonventionen zertrümmern, ja, „die Betondecke des fugen- und folgenlosen öffentlichen Gewissens aufbrechen“<sup>47</sup> musste. Eigensinnig irritierend erzählt „Ein springender Brunnen“ von einem Abwehrreflex des werdenden Dichters, der auch nach dem Krieg nur die ihm eigene „Empfindung“ hüten und Sprache werden lassen will. Dies macht Johann indes sprachlos für das, was seinem („halb“-)jüdischen Klassenkameraden und anderen jüdischen Bekannten während der Kriegsjahre passierte, was wiederum eine viel beschriebene Erfahrung bestätigt: „Er musste selber Wörter finden. Auch für das, was Wolfgang über sich und seine Mutter und seinen Vater erzählt hatte. Die Angst, in der Wolfgangs Mutter gelebt hatte, weil der Lehrer sie hat abholen lassen ... Er wollte von sich nichts verlangen lassen. Was er empfand, wollte er selber empfinden. Niemand sollte ihm eine Empfindung abverlangen, die er nicht selber hatte.“<sup>48</sup>

„Die theologischen Sprachmenschen, die mit den Wörtlichkeiten, die sie für Gott vorfinden, nicht leben können: das sind die Auskunftsreichsten, wenn man die Spannung Vokabular und Sprache erleben will“, führt Walser diesen Gedanken in einem programmatisch zugespitzten Vortrag „*Vokabular und Sprache*“ (2003) weiter. „Gott ist eben nach *Ich* unser wichtigstes Wort. Deshalb hat sich seinetwegen auch so viel Vokabular gebildet. In der Verwaltung des Nichts besetzt er die glorioseste Frequenz.“<sup>49</sup> Je subjektiver, umso besser: In seinem Plädoyer für ein radikal persönliches Erzählen zieht Walser gegen ein Sprechen in abgeschlossenen Vokabularen zu Felde, das mittels vorgefertigten Wörtern nur abgesicherte Diskursroutinen bestätige – polemisch wendet er sich gegen eine „kirchenhaft“ eifernde „Correctness-Diktatur“<sup>50</sup> meinungsbeherrschender Diskursführer, deren Vokabular nur auf „das Rechthaben“, das „Kirchen“- bzw. „Orthodoxietaugliche“, das „Zentralkomiteehafte“ ziele:

<sup>47</sup>Frank Schirrmacher, Sein Anteil. In: *ders.* (Hrsg.), Die Walser-Bubis-Debatte. Eine Dokumentation, Frankfurt/M. 1999, 25. Eine kritische Zwischenbilanz zieht Verena Lenzen, Von der Gegenwart der Vergangenheit. Kritische Anmerkungen zu Martin Walsers Friedenspreisrede, in: Argonautenschiff. Jahrbuch der Anna Seghers Gesellschaft 8 (1999) 80–85.

<sup>48</sup>Walser, Ein springender Brunnen (Anm. 35), 400f.

<sup>49</sup>Martin Walser, Vokabular und Sprache. In: *ders.*, Die Verwaltung des Nichts. Aufsätze, Reinbek 2004, 67.

<sup>50</sup>Martin Walser im Gespräch mit Arno Luik. In: Der Stern Nr. 1 Januar 2003, 158–164.

„Das Monotheistische eben. Die Welt, alles eben, wird erklärt aus EINEM. Es gibt nur einen GOTT, nur Eine Erklärungsart, nur EINE Wahrheit beziehungsweise nur EIN Vokabular.“<sup>51</sup>

Dem stellt er die Sprache als Wortwerden des eigenen Empfindens, ja, einer inneren Stimme gegenüber, die einen Erfahrungsraum eröffne, der existentiell herausfordere zu einer vieldimensionalen Offenheit des Wahrnehmens, Denkens und Handelns. Neben seinen „Hausheiligen“ Hölderlin, Kierkegaard und Nietzsche gehört Walsers große Sympathie dem frühen Karl Barth, suche dessen dialektische Sprache doch dem allzu sorglos gewordenen Theologenvokabular mit seinen festgefühten Bedeutungen zu entkommen: „Außer Kierkegaard hat sich wohl keiner das religiöse Sprechen so schwer gemacht wie Karl Barth.“ Anziehend findet Walser an ihm gerade, wie „Vokabular und Sprache mit einander streiten“: „Je negativer er zu bleiben vermag, desto mehr hat er Sprache; je positiver er wird, desto deutlicher lebt er vom Vokabular, desto deutlicher verwaltet er das Nichts. Solange er in der Bewegung bleibt, die keinen Stillstandsmoment erlaubt, solange er die ‚direkte Mitteilung‘ meidet, so lange hat er Sprache.“<sup>52</sup> Als religiöser Schriftsteller habe Kierkegaard „das Theologische dann lieber ganz zum Sprachlichen werden lassen“. Vorbildlich an diesem Meister der indirekten Mitteilung ist für Walser eine Sprachempfindlichkeit, die es vermeide, „einem anderen nur noch Wissen zu liefern, anstatt ihn als Existierenden teilhaben zu lassen an der eigenen Not“<sup>53</sup> – gerade darin steht Kierkegaard Pate für Walsers eigenes literarisches Entblößungsverbergungsgeschäft! „Wenn die Welt uns entsprechen würde, gäbe es keine Literatur. Natürlich auch keine Religion“, kommt Walser in seinem ZEIT-Essay „*Sprache, sonst nichts*“ (1999) noch einmal auf seinen Grundgedanken zurück. „Die Welt entspricht uns zutiefst nicht. Wir werden hineingeboren, ohne es gewollt zu haben. Wir werden hinausbefördert, ohne es zu wollen. Die Herkunft dieser Welt: ein Nichts. Ihre Zukunft: ein Nichts. Diese Ausdrucksweise ist natürlich nichts als Sprache. Wir haben Wörter, mit denen wir auf unser Nichtwissen reagieren, mit denen wir unserem Nichtwissen entsprechen ... Schreiben heißt, einer Welt zu entsprechen, die uns nicht entspricht. Schreibend antworten wir auf einen Mangel. Uns fällt ein, was uns fehlt ... Je nötiger Gott wäre, um so deutlicher wird jetzt, dass er aus nichts besteht als auch Sprache. Statt etwas haben wir Wörter.“<sup>54</sup>

<sup>51</sup>Walser, *Vokabular und Sprache* (Anm. 49), 86.

<sup>52</sup>Walser, *Vokabular und Sprache* (Anm. 49), 69.

<sup>53</sup>Walser, *Vokabular und Sprache* (Anm. 49), 70f.

<sup>54</sup>Martin Walser, *Ich vertraue. Querfeldein. Reden und Aufsätze*, Frankfurt/M. 2000, 153.155.

Nicht von ungefähr bildet das geistig-amouröse Erregungszentrum von Walsers Roman „*Der Augenblick der Liebe*“ (2004) das „Befreiungsevangelium“<sup>55</sup> des von Theologen und Aufklärern gleichermaßen geschmähten und missverstandenen Querdenkers *Julien Offray de La Mettrie*<sup>56</sup>. „*Die Ketten der Vorurteile und Schuldgefühle zerbrechen*“: für diese frontale Attacke gegen die lebensvermiesenden Vorschriftenmacher feiert ihn Gottlieb Zürn – wir kennen ihn aus dem „Schwanenhaus“, 1988 taucht er in „Jagd“ auf, unterdessen ist er weit über sechzig und dilletiert auf philosophischem Gebiet, in seinem Haus am Bodensee bekommt er Besuch von einer jungen amerikanischen Doktorandin, die über La Mettrie promoviert. Dieser Erfahrungstheoretiker lässt sich als Anwalt der Natur, der Sinne und der Einbildungskraft trefflich anführen für Walsers Kritik an christlicher Körper-, Sexual- und Lustfeindlichkeit, der Einseitigkeit ihres Schuld- und Sündenabsolutismus, ihrer Sollens-, Verzichts- und Verbotsmoral. „Sein Ziel: die Glückseligkeit der ganzen Menschheit“<sup>57</sup>. Die traditionelle Trennung von Leib und Seele, Geist und Körper zurückweisend, entdeckte La Mettrie, dieser verfemte Metaphysiker der Sinne, die Unteilbarkeit unserer Existenz – „Seien wir nicht länger im Krieg mit uns selbst“ – und entwickelte, ohne Gott zu leugnen, „eine vor Freude und Farben strahlende Welt an diesem Mastergott vorbei“<sup>58</sup>.

Gegen die „Einschränkung des Göttlichen auf den „kirchlich verschriebenen Mastergott“<sup>59</sup> nahm er in seiner berühmt-berüchtigten Schrift „*L’Homme Machine*“ (1747) kühn die Selbstorganisationsfähigkeit der Materie vorweg, wie sie heute die Neurobiologie vertritt als „neueste Sprache für die Erfahrung, dass die Natur alles enthält, was wir sind“<sup>60</sup>, so Gottlieb Zürn in einem kenntnisreichen La Mettrie-Vortrag in Berkeley, wo er nach Monaten des Telefonierens und Briefschreibens endlich mit der jungen Doktorandin zusammentrifft. Doch auf dem Höhepunkt dieser gewaltigen Leidenschaftsweltreise setzt zugleich die Sehnsucht nach Hause, zurück zu seiner Ehefrau ein, die allen Widrigkeiten trotz wie der Fels in der

<sup>55</sup>Walser, *Der Augenblick der Liebe* (Anm. 1), 132.

<sup>56</sup>Walser stützt sich auf die im Buch auch mehrfach genannte Zürcher Philosophin *Ursula Pia Jauch*, *Jenseits der Maschine. Philosophie, Ironie und Ästhetik bei Julien Offray de La Mettrie (1709–1751)*, München/Wien 1998.

<sup>57</sup>Walser, *Der Augenblick der Liebe* (Anm. 1), 123. Vgl. *Martin Walser, Maßmers Reisen* (Anm. 23), 173f: „Das es nichts mehr gäbe als das, was man sieht. Von mir aus noch: jeweils. Darauf möchte ich die gesündeste Religion gründen, die je gegründet wurde. Die Welt ist, was man gerade sieht ... Das einzige, was gegen die Gründung dieser Religion vorgebracht werden kann, ist, dass es sie längst gibt und dass sie die einzige Religion ist, der alle Menschen rückhaltlos angehören. Das einzige also, was dem noch hinzuzufügen ist, wäre: die Menschen sollen das gestehen dürfen. Das Aufgehen im jeweiligen *Gerade*. Mir gefällt es, zum Beispiel, gerade zu sagen, dass das Licht mich überschüttet, mich und alles um mich herum, und dass die Lichtflut nichts übrig lässt von allem, was in ihr nicht erscheint. Was nicht jetzt, was nicht in diesem Licht ist, gibt es jetzt nicht. Das heißt nicht, dass es das überhaupt nicht gebe, aber jetzt gibt es das nicht. Und für mich gibt es nur, was es jetzt gibt.“

<sup>58</sup>Walser, *Der Augenblick der Liebe* (Anm. 1), 122.

<sup>59</sup>Walser, *Der Augenblick der Liebe* (Anm. 1), 114.

<sup>60</sup>Walser, *Der Augenblick der Liebe* (Anm. 1), 117.

Brandung. Am Ende, fasziniert von den „entsetzlichen Abgründen“ menschlicher Existenz, „in die zu stürzen er immer wieder befürchten musste, wohl wissend, dass das Einbildungen waren“<sup>61</sup>, zieht *Blaise Pascal* (1623–1662) diesen „Lebensidioten“, wie Walser schreibt, ganz und gar weg von La Mettrie, bildet dieser religiöse Denker doch den denkbar schärfsten Widerpart zu La Mettrie! Nicht von ungefähr führt sich der französische Existentialismus auf Pascal zurück, der die Grenzen rationaler Erkenntnis und das Recht intuitiver Gewissheit („Logik des Herzens“) betonte! „Je heftiger du dich heimsehnst, desto größer ist, wenn du heimkommst, die Enttäuschung“, resümiert Gottlieb Zürn. „Nichts entspricht einander so innig wie Sehnsucht und Enttäuschung“<sup>62</sup> – „du wirst mit siebzig so ungerne sterben, als wärest du dreißig“<sup>63</sup>. Kaum anders empfindet der Münchner Anlageberater Karl von Kahn, der Held von Walsers Roman *„Angstblüte“* (2006), der seine Angst vor dem Tod durch erotische Abenteuer und Geldvermehrung überspielt: „Bergauf beschleunigen“ lautet sein Credo, „zugleich der Sieger und der Verlierer sein, das Leben selbst“<sup>64</sup>. Am Ende dieser irrlichternden Geschichte vom letzten Aufblühen vor dem Aufhörenmüssen zieht er folgendes Fazit: „Leben ist immer noch etwas, von dem man nicht genug kriegen kann.“<sup>65</sup>

### ***Glauben, eine Verschönerung der Welt***

„Ich mach aus der Lüge von allen Künsten die schönste“<sup>66</sup>, spitzt Walser sein künstlerisches Credo in dem zu seinem 80. Geburtstag erschienenen Balladenband *„Das geschundene Tier“* (2007) zu. Wer wie der Schriftsteller mit Fiktionen arbeitet, setzt der Wirklichkeit eine andere, erträglichere, schönere Variante entgegen. Mit Bedacht ließ Walser 1964 seinen zweiten Erzählungsband unter dem Titel *„Lügendgeschichten“* erscheinen, „weil sie der Welt umher, statt sie nachzuahmen, etwas vormachen: Ihre Möglichkeiten“<sup>67</sup>. „Wer nicht einfach fassungslos losbrüllt, ist ein Künstler“, stellte Walser in den 70er Jahren heraus. „Wer die Lüge dressiert, den Schein diszipliniert, die Wunde bewirtschaftet, das Elend singen lehrt, der ist ein Künstler. Egal, ob er das vor einer Familie, einer Schulklasse, einem Theatersaal, einer Leinwand oder vor der Schreibmaschine tut.“<sup>68</sup> „Etwas so schön sagen, wie es nicht ist“: So

<sup>61</sup>Walser, *Der Augenblick der Liebe* (Anm. 1), 254.

<sup>62</sup>Walser, *Der Augenblick der Liebe* (Anm. 1), 241.

<sup>63</sup>Walser, *Der Augenblick der Liebe* (Anm. 1), 239.

<sup>64</sup>Martin Walser, *Angstblüte*. Roman, Reinbek 2006, 473.

<sup>65</sup>Walser, *Angstblüte* (Anm. 63), 469.

<sup>66</sup>Martin Walser, *Das geschundene Tier*. Neununddreißig Balladen, Reinbek 2007, Nr. 10.

<sup>67</sup>Martin Walser, *Lügendgeschichten*. Erzählungen, Frankfurt/M. 1969, Klappentext.

<sup>68</sup>Jörg Magenau, *Verbergen und Entblößen (oder: Liebe, Lügen, Literatur)*. Über den Zusammenhang von Leben und Schreiben bei Martin Walser, in: Martin Walser. *Lebens- und Romanwelten* (Anm. 9), 9–36, Zitat 24, das folgende Zitat 19.



beschreibt Walser seine poetische Antriebskraft seit den 80er Jahren. „Das ist das äußerste Erreichbare: die schöne Fassung dessen, was wir nicht haben und nicht sind.“<sup>69</sup> „Mein Jenseits“ (2010) verlängert gewissermaßen diesen ästhetischen Verschönerungseffekt alles Fiktionalen ins Anthropologische. Suchen diese irrwitzigen Erkundungen doch zu erweisen, wie sich durch die Kraft des Glaubens – als Vertrauensinvestition vor allem in die Wörter und die Sprache – „eine Verschönerung der Welt“<sup>70</sup> vollzieht: „Du glaubst, was nicht ist. Dann ist es. Schrecklich, diese Unabweisbarkeit der Wörter“, stellt Feinlein heraus. „Das war noch zu üben, die Gegenwart von Erwünschtem ohne Wörter.“<sup>71</sup> Ein „close reading“ der in 7 Teilkapitel unterteilten Novelle, die mit ihrem Hang zu aphoristischen Sentenzen den „Meißner“-Publikationen nahesteht, vermag ihren literarisch-theologischen Bedeutungsgehalt freilegen zu helfen. Durch die im ersten Kapitel vorangestellten Einlassungen über die Alt- und Komischwerdenden verschafft sich Walser allererst die erzählerische Lizenz, um seinem kauzig-hintergründigen Humor Freilauf zu gewähren. Wie der Ich-Erzähler das in Letzlingen hochgehaltene „Extra-Menschenrecht für Älterwerdende“<sup>72</sup> bemüht, steht die ganze Novelle mit ihrer intrikaten Thematik unter den Vorbehalt der Verschrobenheit eines Altersnarren, an dessen Zurechnungsfähigkeit sich zunehmend zweifeln lässt.

Vom „Jenseits“ im Sinne eines Liebäugelns mit dem, was nach dem Ende kommen könnte, ist, genau besehen, nirgendwo ausführlich die Rede. Assoziativ legt es sich lediglich aus dem mit dem Älterwerden ganz natürlich verbundenen Ableben nahe. Erstmals ist vom „Jenseits“ am Ende des ersten Kapitels die Rede: „Ihm geht es um seine Karriere. Mir um mein Jenseits“<sup>73</sup>, setzt sich Augustin Feinlein von Dr. Bruderhofer ab, dem 18 Jahre jüngeren Oberarzt des Psychiatrischen Landeskrankenhauses, der unablässig versucht, ihn von der Klinik-Spitze zu verdrängen. Die beiden führen einen erbitterten Kampf um medizinische Fachfragen – gegen den Glauben seines Konkurrenten an die Chemie und ihre Psychopharmaka bringt Feinlein das hergebrachte Johanniskraut in Anschlag – wie um die Anerkennung des Klinikpersonals. Diese Figurenkonstellation mit ihrer Männerkonkurrenz zwischen einem fortschrittsmunteren, sportiven Segler und einer grüblerischen, spirituell bedürftigen Natur, erinnert von fern an Walsers überaus erfolgreiche Novelle „Ein fliehendes Pferd“ (1978), aus der manches Motiv herübergrüßt. Bruderhofer wartet darauf, Feinleins Nachfolger zu werden und intrigiert gegen seinen kurz vor der Pensionierung stehenden Chef,

<sup>69</sup>Walser, Ich vertraue (Anm. 54), 20.

<sup>70</sup>Martin Walser, Mein Jenseits. Novelle, Berlin 2010, 80.

<sup>71</sup>Walser, Mein Jenseits (Anm. 70), 38.

<sup>72</sup>Walser, Mein Jenseits (Anm. 70), 17.

<sup>73</sup>Walser, Mein Jenseits (Anm. 70), 21.

der sich peinlicherweise mit dem Verfassen einer Schrift zur Verteidigung des Reliquienkults beschäftigt, was ein seltsames Licht auf die Klinik werfen könnte. Während der alerte Bruderhofer noch nicht einmal merkt, dass sein Kontrahent den Kampf, den er kämpft, nur zum Schein mitmacht, wehrt sich Feinlein nicht gegen die vermuteten oder wirklichen Angriffe. Im bevorstehenden Ruhestand will er Scherblingens Stiftskirchen-Mesner werden. „Er ist längst ‚jenseits‘. Jenseits des Ehrgeizes, des Rechthabenwollens. Jenseits auch der platten Realität. Daher die Leidenschaft für Reliquien: Die existieren nur in der Vorstellung des Gläubigen. ‚Glaubenskraft‘ ist es, was Feinlein fasziniert, seit er sie in einem Caravaggio-Gemälde in der Basilika San Agostino in Rom entdeckt hat“, erläutert Martin Ebel.

### *Das Jenseits im Diesseits*

Von dieser Italienreise erzählt das zweite Kapitel. Als Feinlein im Flugzeug einen Passagier entdeckt, der aufs Haar dem auf seinen Chefposten aspirierenden Dr. Bruderhofer gleicht, seufzt er: „Wozu flog ich denn nach Rom! Doch nicht, um das heimische Quältheater weiterzuspielen.“<sup>74</sup> In der Tiberstadt hat er nur ein Ziel: die nach seinem Namenspatron benannte Kirche San Agostino nahe der Piazza Navona. Dort zieht ihn das Bild der Madonna dei Pellegrini des italienischen Barockmalers Michelangelo Caravaggio (1573–1610) in seinen Bann. Caravaggios Pilgermadonna (1605) stellt die Erscheinung des barfüßigen Jesuskindes vor zwei einfachen Landarbeitern dar, deren Armseligkeit stieß bei den Zeitgenossen auf Kritik, doch war es gerade das Anliegen des Malers, die Heilsgeschichte im Ambiente des einfachen Volkes darzustellen. „Ein Mann und seine Frau“, beschreibt Feinlein die beiden. „Er füllt das Bild. Er ist mindestens so wichtig wie die Madonna, zu der beide beten. Barfuß kniet er, Hosen erst ab den Knien. Seine zwei nackten Sohlen sind so wichtig wie das ein wenig herabgeneigte Gesicht der Madonna und wie das lebhaftere Interesse, mit dem das Kind auf das Pilgerpaar hinabschaut. Die Stöcke der beiden zeigen, dass sie von weiter her kommen und dass es Leute aus einem Dorf sind. Solche Fußsohlen hat man nur, wenn man aus einem Dorf kommt. Und Caravaggio hat auf diesem Bild nichts so genau und dadurch schön gemalt wie die Fußsohlen, die der kniende Mann sehen lässt. Die Madonna ist natürlich auch für ihre Schönheit berühmt, weil sie eine junge Römerin ist. Keine Spur Madonnen-Routine. Das Kind kein Hauch Jesuskind. Aber beide schauen so teilnahmsvoll auf das Pilgerpaar hinab wie nur Maria und das Jesuskind auf ein Paar hinabschauen können, das seine Anbetung mit aller Kraft vollbringt. Mehr kann man sich zu nichts anstrengen als dieses

---

<sup>74</sup>Walser, Mein Jenseits (Anm. 70), 24.

Paar sich zur Anbetung anstrengt. Und das ist der Gegensatz, den unsereiner erlebt“, verdeutlicht Finli den Kontrast zwischen der „wunderbaren, ganz anstrengungslosen Teilnahme“ von Madonna und Jesuskind und den beiden Pilgern, „denen alles in der Welt zur Anstrengung wird, auch die Anbetung. Aber eben deshalb kommen sie doch. Und nichts sagt das deutlicher als die erdigen Fußsohlen des Mannes ... was für ein Barfußunterschied zwischen den feinen Füßen, die gerade noch unter dem feinen Gewand der feinen Madonna heraus schauen, und den ... Fußsohlen des Pilgermannes ... diesen feinen Füßen ist Last fremd, die tanzen unter allen Umständen. Aber oben, das Gesicht, das trotz seiner enormen Schönheit nur dazu da ist, samt Kind hinunterzuschauen zu den Anbetenden ... Armes Paar, tolle Dame. Stimmt nicht. Arm ist das Paar nicht. Die strahlen eine Gebetskraft aus, die sie der Dame Madonna ebenbürtig macht. Woher die ihren Jesus hat, wagt man nicht zu denken. Allein die Schönheit zählt. Das Jenseits muss schön sein. Sonst kannst du es gleich vergessen. Nur wenn es so schön erscheint wie in der Basilika, füllt es dich aus bis zur Fraglosigkeit. Aber dass es so schön ist, setzt voraus, dass es so stimmt. Caravaggio soll, bevor er das Bild gemalt hat, als Pilger in Loreto gewesen sein.“<sup>75</sup>

„Rom ist mein Jenseits“, begeistert sich Feinlein, der sich wegen des Verlusts seines Huts eine Zeit lang arg deбалансиert fühlte. „Das Jenseits ist eine andauernde Leistung. Wenn man aus irgendeinem Grund erschöpft ist, stellt es sich nicht ein. Dann ist man reglos, wehrlos, leblos ... Man verdämmert und hechelt vielleicht. Aus der Tiefe rufen wir ... Das Jenseits aber ist ein Schrei. Wenn du wieder Luft hast. Die gewöhnliche Enge hat sich aufgelöst. Anstatt befriedigt oder weise oder dankbar zu ersticken, tust du wieder alles, um Luft zu kriegen. Und kriegst Luft. Soviel Luft wie du brauchst für den Jenseits-Schrei.“<sup>76</sup> Tags darauf kommt dem Romfahrer in San Agostino der niederländische Benediktinermaler Jan Verkade (1868–1946) in den Sinn, der als Pater Willibrord an der Beuroner Kunstschule wirkte und schließlich nach Aichhalden im Landkreis Rottweil geschickt wurde. „Aus feinsten Scheu“ malte er dort die Heiligen viel zu weit hinauf an den Kirchenwänden, für die ihm Buben und Mädchen aus Aichhalden Modell standen. Aber „noch wichtiger als durch sein Dorfgesichter-in-die-Höhe-Malen“ ist Feinlein der Malermönch „durch zwei Zeichnungen geworden, in denen er Eva und Maria jedes Mal in EIN Bild bringt.“<sup>77</sup> Das trifft ihn autobiographisch: Eva Maria heißt seine große Liebe. Als er sich dann aus der Basilika verabschiedet, summt er „Maria durch ein Dornwald ging. Das konnte ich summen, ohne an einen Text zu denken.

<sup>75</sup>Walser, Mein Jenseits (Anm. 70), 30-33.

<sup>76</sup>Walser, Mein Jenseits (Anm. 70), 36f.

<sup>77</sup>Walser, Mein Jenseits (Anm. 70), 40.

Nicht gleich, aber dann doch. Dann war es nur noch ein Gesumm. Gesumm, du bist mein Jenseits. Rom hatte mich gestärkt. Objektiv gestärkt. Diese und jene Kleinmütigkeit war zum Verstummen gebracht worden.<sup>78</sup> Gegenüber der Berliner Literaturkritik kommentiert Walser: „Der Glaube ist ein andauernder Prozess, eine andauernd schöpferische Empfindungstätigkeit. Glaube ist Seelenarbeit. Wenn die Seelenarbeit erlischt, dann erlischt man. Feinlein sagt: Rom ist mein Jenseits. Da ist so viel sinnliche Gegenwart, da sind Bilder, Statuen, Kirchen. Das Jenseits muss sinnlich-gegenwärtig, jetzt erlebbar sein.“ Gesprächsweise schreibt er die Novelle weiter: „Das, was man Leben heißt, das, was man Lieben heißt und Glaubekönnen, das ist auf jeden Fall eine Verhinderung der Herrschaft der Angst über den Menschen. Und wenn die Angst ihren Anspruch spürbar macht in einem, dann muss von selber das Glaubekönnen einsetzen. Das ist keine Willensentscheidung. Kein Mensch glaubt freiwillig. Es muss dir nichts anderes übrig bleiben. Nur Aktivsein, Tätigkeit, Kreativität hilft.“<sup>79</sup>

### ***Berge besteigen, die es nicht gibt***

„Es gebe keine Weltgegend, die reicher sei an Reliquienschatzen als das Land zwischen Donau und Bodensee“<sup>80</sup>, zitiert Augustin Feinlein im dritten Kapitel den ehemaligen Reichsprälaten im Fürstenrang, Eusebius Feinlein. Nach der Säkularisation – „als der Staat die Klöster auflöste. Um sich an ihnen zu bereichern. Und aufgeklärte Redensarten zu dreschen.“<sup>81</sup> – betrieb der Prämonstratenserchorherr und letzte Scherblinger Abt eine exzessive Reliquienforschung, die Walser mit augenzwinkernder Fabulierfreude witzig-gewitzt zuspitzt: „Nirgends sind mehr Reliquien heftiger verehrt worden als zwischen Bodensee und Donau. Und was für Reliquien! In einem Extraglas Blut des heiligen Saturnin! Und Fäden aus dem Gewand Marias und Haare von ihr und Teile des Moses-Stabs, mit dem er Wasser aus dem Felsen schlug, und Partikel des Golgatha-Kreuzes und der Schwamm, mit dem Christus am Kreuz Essig gereicht wurde und Milch der allerseligsten Jungfrau Maria und ein Stück von Christi Nabelschnur und eben auch, das Allerheiligste, das Blut des Gekreuzigten und – man soll das nicht verschweigen – die heilige Vorhaut Jesu Christi.“<sup>82</sup>

<sup>78</sup>Walser, Mein Jenseits (Anm. 70), 41.

<sup>79</sup>Martin Walser spricht über seine Novelle „Mein Jenseits“. Das Interview führte Gisela Mackensen, in: Die Berliner Literaturkritik vom 8. Februar 2010.

<sup>80</sup>Walser, Mein Jenseits (Anm. 70), 47f.

<sup>81</sup>Walser, Mein Jenseits (Anm. 70), 49.

<sup>82</sup>Walser, Mein Jenseits (Anm. 70), 52f.

Ausführlich ist in den Schriften seines Vorahns davon die Rede, wie Scherblingen zu seiner Heiligblutreliquie gekommen sein soll, einem Bergkristall, der angeblich einen Tropfen vom Blut Christi enthält. Nicht auf den römischen Soldaten Longinus und nicht auf Maria Magdalena, die die Legenden konkurrierender oberschwäbischer Klöster wie Weingarten und Weißenau bemühen, „Scherblingen kann sich auf Johannes´, den Lieblingsjünger persönlich berufen, der, als er den toten Christus auf Marias Schoß liegen und bluten sah, plötzlich wusste, was für ein kostbares Nass da niederlief.“<sup>83</sup> Viele Seiten sind der Geschichte dieses 1525 vor dem Zugriff aufrührerischer Bauern geretteten Heiligblutreliquiars gewidmet. Dann berichtet Feinlein von einer lächerlich-absurd wirkenden „Parallel-Legende: Die Auffindung und Rettung und Weitergabe der Vorhaut Christi“. Um sich die Ubiquität dieser Reliquie in ganz Europa zu erklären, erzählte man sich, zitiert er Eusebius, Gott habe dieses heilige Ding auf wunderbare Weise vervielfältigt, wie er in der Heiligen Schrift Wein und Brot und Fische vermehrt habe. „Wo die Reliquie beschrieben wird, wird immer ihre unaussprechlich große Kraft erwähnt. In Nordfrankreich wird, sobald die Reliquie aus der Sakristei getragen wird, die Kirche von einer Wolke verhüllt, in dieser Wolke blitzt und flammt es, alle Gläubigen weinen und schluchzen, später erzählt der Geistliche, er sei die ganze Zeit wie bewusstlos gewesen. Und die Österreicherin Agnes Blannbekin spürte die Reliquie immer am Fest der Beschneidung, also am 1. Januar, auf ihrer Zunge. Und sie schluckte jedes Mal, was sie auf der Zunge hatte ... Aus solchen Nachrichten gewann der Vorfahr eine Art Kenntnis über die Glaubensleistungen vergangener Jahrhunderte. Und das ist der Satz, in den seine Nachforschungen münden: Es ist nicht wichtig, dass Reliquien echt sind.“<sup>84</sup>

Auch wenn Dr. Bruderhofer ausfällig bis höhnisch über Feinleins Reliquien-Erforschung herzieht („Es störe sein Weltgefühl, seine Berufsehre, dass er arbeiten müsse unter einem Chef, an dem die europäische Aufklärung spurlos vorüber gegangen sei“<sup>85</sup>), für Prof. Feinlein ist klar: Gerade weil die Echtheit der Reliquie nicht erwiesen sei, könne sich an ihr der Glaube bewähren, der stets nur ein Glaube an das Unfassbare, an eine von jedem Gläubigen selbst geschaffene Vorstellung sein könne, auch wenn sich für die innere Glaubenswahrheit letztlich keine Worte finden lassen. „Kann eine Reliquie falsch sein? Nein. Sie wird ja erst durch den Glauben geheiligt beziehungsweise echt. Unsere europäischen Vorfahren haben auch gewusst, was man wissen kann. Aber sie haben geglaubt, was sie glauben wollten. Wie schrieb der Vorfahr? Glauben heißt, Berge besteigen, die es nicht gibt. Musik gäbe es ja auch nicht, wenn

<sup>83</sup>Walser, Mein Jenseits (Anm. 70), 54.

<sup>84</sup>Walser, Mein Jenseits (Anm. 70), 57.

<sup>85</sup>Walser, Mein Jenseits (Anm. 70), 99.

man sie nicht mache. Glauben, was nicht ist, dass es sei. Ohne das Geglaubte wäre die Welt immer noch wüst und leer. Sobald er einen Glaubenssatz ausprobiere, fühle er sich widerlegt. Sein Fehler: Wörter zu suchen für ein Glaubensgefühl. Solange er nicht von seinem Glauben rede, fühle er sich erfüllt. Unwillkürlich. Die Wörter seien inzwischen in Schulen gegangen, in denen das Glaubenkönnen abgeschafft worden ist. Aber Glauben und Unglauben seien kein Gegensatz, sondern ein Vorgang, eine Bewegung, die nicht aufhören dürfe. Das unaufhörliche Hin und Her zwischen Glaubenwollen und Nichtglaubenkönnen verantwortet der, in dem es passiert. Der Wissende hat sein Wissen immer von einem anderen. Auf den kann er sich berufen. Der Glaubende, ob er glaubt oder nicht glaubt, er beruft sich auf sich selber. Ihm, schreibt er, tun die Wörter weh. Und schließt: Wir glauben mehr als wir wissen.<sup>86</sup>

### *Glaube, Liebe, Worte*

Im vierten Teilkapitel wird Feinleins Liebe zu Eva Maria nachgetragen, in zweiter Ehe ist sie mit Dr. Bruderhofer verheiratet. Als junger Mann war Feinlein mit der hochbegabten Schwimmerin befreundet, die er im Latein-Seminar in Konstanz kennengelernt hatte: „Früher hätte man gesagt verlobt.“<sup>87</sup> Im Sommer 1970 spannte ihm jedoch einer seiner adligen Patienten die Freundin aus, die Olympiateilnehmerin heiratete den gerade frisch geschiedenen Grafen Wigolfing. Solange sie mit dem Grafen lebte, der bald an der Eigernordwand abstürzte, erhielt Feinlein einmal pro Jahr einen Kartengruss von der früh verwitweten Frau: „Ich werde dich immer lieben. Bis bald. Eva Maria.“<sup>88</sup> Ihrer notorischen Liebesbeteuerung „IN LIEBE EVA MARIA“ schenkt Finli immer wieder Glauben, obwohl er weiß, dass er nicht in Frage kommt: „Du müsstest hoffnungsloser werden mit jeder Niederlage. Aber im Gegenteil, von Niederlage zu Niederlage steigt deine Hoffnung. Vergleichbar den Niederlagen des Spielers, der mit jedem Verlust glaubt, die Wahrscheinlichkeit, dass sein Einsatz jetzt endlich dran sei, nehme zu. Die Erlösungsvorstellungen aller Märchen, aller Religionen bebildern die Unerklärlichkeit. Sich kaputtphantasieren. Das ist das Ziel. Glauben lernt man nur, wenn einem nichts anderes übrig bleibt. Aber dann schon ... Egal ob es Gott gibt oder nicht, ich brauche ihn.“<sup>89</sup> Inmitten seiner wortreichen Idiosynkrasien gegenüber dem verhassten Konkurrenten Bruderhofer fällt das „Geständnis: Seit ich die Madonna in San Agostino gesehen habe, wie sie, das Kind auf dem Arm, hinunterschaut zu den zwei

<sup>86</sup>Walser, Mein Jenseits (Anm. 70), 57f.

<sup>87</sup>Walser, Mein Jenseits (Anm. 70), 59.

<sup>88</sup>Walser, Mein Jenseits (Anm. 70), 64, das folgende Zitat 65.

<sup>89</sup>Walser, Mein Jenseits (Anm. 70), 66f.

armseligen Pilgern, die zu ihr viel inniger hinaufschauen als sie zu ihnen hinunterschaut, seit ich diesen kleinen hellen Fuß gesehen habe – nur ihr Gesicht ist genau so hell – diesen schwebenden schwerelosen kleinen Fuß und dieses Teilnahme wie ein Almosen spendende Gesicht, seit dem ist Eva Maria nicht mehr so aufdringlich da in mir wie vorher. Die Sehnsucht hat kein Ziel mehr. Sie ist nur noch sie selbst. Die Caravaggio-Madonna hat es gegeben. Sie ist mein Jenseits. An sie zu glauben ist einfach. Durch sie wird die Welt schöner als sie ist.“<sup>90</sup> Dann schießt ihm die Erinnerung ein: „IN LIEBE, Eva Maria. Ich weiß, wie kräfteverzehrend es ist, etwas zu glauben. Andererseits: die Bedingung, die allein den Glauben produziert, heißt Aussichtslosigkeit. So lange noch etwas möglich ist, glaubt man nicht. Unmöglichkeit kann man nur mit dem Glauben beantworten. Not lehrt Glauben.“<sup>91</sup> Feinlein glaubt „an die Liebe zu Eva Maria so, wie man hier im Land an Reliquien glaubt“<sup>92</sup>, kommentiert Martin Walser. „IN LIEBE.“ Ausdrücklich überlegt Feinlein: „Ist das keine Reliquie? Bei meinem Vorfahr hätte ich lernen können. Es ist nicht wichtig, dass Reliquien echt sind ... Wie echt eine Reliquie ist, hängt davon ab, wie sehr du glauben kannst. Glauben ist eine Fähigkeit. Eine Begabung. Eine Kraft ... Ich weiß, dass es den Himmel nicht gibt. Aber es gibt das Wort mit allem Drum und Dran. Genau so die Hölle. Natürlich gibt es sie nicht. Aber wir haben sie geerbt. Himmel und Hölle. Innen sind wir ausgestattet mit Himmel und Hölle und mit allem dazwischen. Himmel und Hölle existieren, ohne dass wir daran glauben. So das meiste. Es existiert, ohne dass wir daran glauben. Aber wir glauben ja daran. Ganz von selbst. Unwillkürlich. Wenn es den Himmel gäbe, könnten wir nicht daran glauben. Erst wenn uns auffällt, dass wir daran glauben, merken wir, dass wir nicht daran glauben. Aber dieses Nichtglauben unterscheidet sich kein bisschen vom Glauben. Das ist EINE Art von Gefühl oder Existenz. Immer unterschieden vom Wissen.“<sup>93</sup> Was wäre sein Leben, räsoniert Finli, ohne diese zwei Wörter? „IN LIEBE ist mein Jenseits. Glauben, was nicht ist. Dass es sei ... Mein Jenseits ist auch nichts. Es ist ein Wunsch. Ein Bedürfnis. Ein Mangel. Ein Fehl ... Aber dass der Glaube die Welt schöner macht als das Wissen, stimmt doch.“<sup>94</sup>

### ***Schelmenspiel und mehr***

Auf dem Sylvesterklinikkball tanzt Bruderhofer mit Feinleins Sekretärin so hinreißend, dass Feinlein, der währenddessen eine Flasche Rotwein hinunterzwang, sich zu einem

<sup>90</sup>Walser, Mein Jenseits (Anm. 70), 75.

<sup>91</sup>Walser, Mein Jenseits (Anm. 70), 76.

<sup>92</sup>Berliner Literaturkritik (Anm. 79).

<sup>93</sup>Walser, Mein Jenseits (Anm. 70), 77ff.

<sup>94</sup>Walser, Mein Jenseits (Anm. 70), 80f.

Heiratsantrag an sie hinreißen lässt. Seine letzte Vertraute will er nicht auch noch an seinen Widersacher verlieren, der ihr durch diesen Tanz einen Lebensglanz verschaffte wie Feinlein während ihrer fast 20jährigen Zusammenarbeit nicht. So kommt es zu seiner verzweifelten Tat: „Jetzt die Handlung“<sup>95</sup>, wird im vorletzten Kapitel die novellentypische „unerhörte Begebenheit“ eingeführt. Walsers „hinreißendes Schelmenspiel mit dem Thema des Glaubens, und mit der Frage, wie wahr Fiktion ist“<sup>96</sup>, erreicht ihren Höhepunkt: Feinlein stiehlt die Heiligblutreliquie aus der Kirche. Doch was passiert? Sie wird einfach ersetzt, der Blutritt – Vorbild ist die mit zweitausend Reitern größte Reiterprozession der Welt, im oberschwäbischen Weingarten wird sie alljährlich am Freitag nach Christi Himmelfahrt durchgeführt und von über 30 000 Zuschauern verfolgt – findet statt wie immer. Mit einer untergeschobenen Reliquie, an der die Teilnehmer der Prozession sich trotzdem erbauen.

„Also. Ich habe das Reliquiar gestohlen. So würde es ein weltlicher Richter nennen. Ich sage: Ich habe es in Sicherheit gebracht. Mein Vorfahr hat es vor der Gier des Staates gerettet. Ich habe es gerettet vor der herablassenden Verlogenheit der Gebildeten, seien sie geistlich oder weltlich.“<sup>97</sup> Walser verdeutlicht dies mit einer theologie- und zeitkritischen Paulus-Paraphrase (1 Kor 1,22): „Die herablassende Duldung, mit der die Gebildeten, egal ob kirchlich oder weltlich, die Reliquie als ein Relikt behandeln, das nur noch Peinlichkeiten bereitet, wann immer es irgendwo genannt werden muss. Für Theologen eine Torheit, für den aufgeklärten Zeitgenossen ein Ärgernis.“<sup>98</sup> Doch mischen sich in Feinleins Beschreibung des alljährlichen Spektakels durchaus kritische Töne: „Alles was die Kirche dazu zu bieten hat, ist eine Verlegenheit. Keiner dieser Bischöfe, keiner der geistlichen Herren glaubt daran, dass das im Bergkristall wirklich ein paar Blutstropfen Christi seien. Sie tun aber so, als glaubten sie. Ein Dr. Bruderhofer hält dieses Glaubenstheater nur für ein Verdummungsinstrument der Kirche ... So tun, als sei das Blut echt, ist mir genau so unangenehm wie, das alles für ein Verdummungsmanöver zu halten. Wissen, dass das Blut nicht echt ist, aber glauben, dass es echt sei, das wäre das, was die Reliquie zu einem unvergänglichen Schatz machen würde. Da bin ich wieder bei meinem Thema ... Und wenn ich die Reliquie nicht zurückgebe, wird der Ersatz geglaubt wie das Echte. Mehr kann ich nicht wollen. Wenn ich *Mein Jenseits* publiziere, werde ich die Reliquie zurückgeben. Dann wird bewiesen sein, dass es nicht wichtig ist, ob Reliquien echt oder unecht sind.“<sup>99</sup>

<sup>95</sup>Walser, *Mein Jenseits* (Anm. 70), 97.

<sup>96</sup>Magnus Striet, *Etwas glauben*. Martin Walsers Novelle „*Mein Jenseits*“, in: *Communio* 39 (2010) 232.

<sup>97</sup>Walser, *Mein Jenseits* (Anm. 70), 97f.

<sup>98</sup>Walser, *Mein Jenseits* (Anm. 70), 104.

<sup>99</sup>Walser, *Mein Jenseits* (Anm. 70), 106f.



„Ich habe die Monstranz entführt, um die Scheinheiligkeit bemerkbar zu machen“<sup>100</sup>, gesteht Finli. Nachdem das Reliquiar bei ihm gefunden wurde, weist man ihn in seine eigene Klinik ein. „Die Geistlichkeit lässt die Gläubigen, die zu Tausenden den Weg der Pferdeprozession säumen, im Glauben, sie würde mit der Heiligblut-Reliquie gesegnet. Das war der Beweis, dass die Kirche selber nicht mehr an die Echtheit der Reliquie glaubt. Ich bin auch der Meinung, dass eine Reliquie nicht echt sein muss, um verehrt werden zu können. Aber das muss gesagt werden. Auch die echte Reliquie kann eine Fälschung sein. Es kommt darauf an, dass die Gläubigen glauben. Der Glaube der Gläubigen macht jeden verehrten Gegenstand zu einem Heiligtum. Den zehn- oder zwanzigtausend Gläubigen muss gesagt werden, dass sie es sind, die die Wunder wirken. Schluss mit dem scheinheiligen Beweisenwollen“, argumentiert Feinlein mit Kierkegaardscher Dialektik und mystischer Logik, mit Bedacht ist dem Buch ein Zitat von Jakob Böhme vorangestellt: „Die Menschen schaffen sich etwas, woran sie glauben wollen. Dadurch bekennen sie, dass es das, woran sie glauben, nicht gibt. Glauben, dass etwas sei. Glauben an was es nicht gibt. Dass es sei. Warum glauben wir? Weil uns etwas fehlt. Ein Vorfahr von mir hat gesagt: Glauben heißt Berge besteigen, die es nicht gibt ... Gäbe es Gott, könnten wir nicht von ihm sprechen. Dann gäbe es das Wort nicht. Das Wort gibt es, weil es ihn nicht gibt“, spinnt Finli Walsers „Notizen betreffend G.“ fort. „Wenn es Gott nicht gäbe, könnte man nicht sagen, dass es ihn nicht gibt. Wer sagt, es gebe ihn nicht, hat doch schon von ihm gesprochen. Eine Verneinung vermag nichts gegen ein Hauptwort.“ Fast glaubt man Walsers schelmische Freude herauszuhören, dass man nicht recht weiß, wieweit man von Finlis religiöser Verschrobenheit auf das ernst gemeinte Fazit des Autors rückschließen darf: „Glauben heißt, die Welt so schön machen, wie sie nicht ist. Es ist schön, etwas zu glauben. Auch wenn's nie für lange gelingt. Manchmal nur für eine Sekunde, und weniger als eine Sekunde. Aber eine Sekunde Glauben ist mit tausend Stunden Zweifel und Verzweiflung nicht zu hoch bezahlt. Glauben lernt man nur, wenn einem nichts anderes übrig bleibt. Aber dann schon.“<sup>101</sup> Am Ende stimmt Feinlein im biblischen Hymnuston eine Art Lob auf das unansprechbar-schweigende Unerklärliche an, womit er zum Schluss ein großes Fragezeichen hinter alles Erzählte setzt: „Mit dem Unerklärlichen kann man nur leben, weil man auf die Erklärung hofft.“<sup>102</sup> Es ist das Mächtigste angesichts der Flüchtigkeit der Menschenexistenz. Wie hieß es doch? „Wir sind ein Echo von etwas, das wir nicht kennen.“<sup>103</sup>

<sup>100</sup>Walser, *Mein Jenseits* (Anm. 70), 115.

<sup>101</sup>Walser, *Mein Jenseits* (Anm. 70), 111ff.

<sup>102</sup>Walser, *Mein Jenseits* (Anm. 70), 118.

<sup>103</sup>Walser, *Mein Jenseits* (Anm. 70), 68.